

*Marlene Shahwan*

# WENN GOTT DEN PINSEL SCHWINGT

*Meine turbulente Lebensgeschichte  
zwischen Deutschland und dem Heiligen Land*

**SCM**  

---

**Hänssler**

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2023 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:  
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM-Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:  
Hoffnung für alle® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.  
Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis – Brunnen Basel.

Lektorat: Christiane Kathmann, [www.lektorat-kathmann.de](http://www.lektorat-kathmann.de)  
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart  
Titelbild: Komposition – Staffelei: unsplash, Adam Dillon; Brush: freepik;  
Jerusalem: Marlene Shahwan  
Autorenfoto: © Sabrina Mukarket  
Bildteil: © privat  
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt in Deutschland  
ISBN 978-3-7751-6190-9  
Bestell-Nr. 396.190

# INHALT

<i>Vorwort</i> .....	5
<i>Prolog: Eine neue Farbpalette</i> .....	8
1. Dem Himmel so nah .....	11
2. Zu spät aufgewacht .....	16
3. Auf gefährlichen Wegen .....	23
4. Ich geb's auf .....	31
5. Gottes Segen in zwei Sprachen .....	43
6. Wie in 1001 Nacht .....	49
7. Neue Weichen .....	56
8. Eat – wash – sleep .....	64
9. Oase mit Blick in die Moschee .....	71
10. Leben in einer fremden Welt .....	78
11. Cappuccino und Begegnung .....	87
12. Christopher Kirchenmaus auf Arabisch .....	94
13. Freund oder Feind? .....	104
14. Ein schreckliches Erwachen .....	113
15. Atempausen im Krieg .....	119
16. Be ready – Jesus is coming .....	127
17. Hoffnung mitten im Krieg .....	136
18. Melissa, renn! .....	147

19. Endlich aufatmen .....	152
20. Weihnachten in Bethlehem .....	163
21. Nicht palästinensisch und nicht deutsch .....	175
22. Unerwünscht und ohne Rechte .....	181
23. Zu viele Bälle in der Luft .....	191
24. Ein Zuhause fern der Heimat .....	197
25. Gottes Zwangspausen für mich .....	200
26. In der Höhle der Löwen .....	208
27. Das schwerste Kapitel unseres Lebens .....	216
28. Eine Akazie in der Wüste .....	224
<i>Epilog</i> : Wenn Gott den Pinsel schwingt .....	231

# 1 DEM HIMMEL SO NAH

Fröstelnd saß ich auf einer dünnen Matratze auf dem kalten Boden und lehnte mich gegen die steinerne Wand. Obwohl es jetzt im November tagsüber noch herrlich sonnig war, wurde es abends oft ungemütlich kalt. Doch noch mehr als die Kälte ließen mich die Maschinengewehrsalven erzittern. Heute waren die Schießereien besonders schlimm.

In unserer Neubauwohnung zwei Etagen höher war es zu gefährlich, aber hier unten in den dicken arabischen Gemäuern fühlten wir uns einigermaßen sicher. Links und rechts neben mir saßen meine Töchter Melissa und Melody. Eng aneinandergedrängt versuchten wir, uns mit einer alten, etwas muffeligen Wolldecke, warm zu halten.

Schon seit Stunden dauerten die Kämpfe an. Jedes Mal, wenn die Palästinenser mit ihren Schnellfeuergewehren schossen, antworteten die israelischen Soldaten mit Raketen. Ganz in unserer Nähe hatten die Kämpfer sich in einem einst prachtvollen Rohbau verschanzt. Von diesem »Palast« aus hatten sie einen guten Blick hinüber zu den israelischen Häusern, die nur einen Katzensprung von uns entfernt lagen. Immer wieder schossen sie über das offene Tal hinweg in diese Richtung, und nur wenige Sekunden später feuerten die dort stationierten Panzer zurück. Bei jedem Einschlag in den »Palast« erbebt unser Haus, sodass wir zitternd zusammenschreckten und noch näher aneinanderrückten.

Heute Abend setzte das israelische Militär auch Hubschrauber ein, die auf alles schossen, was sich bewegte. Was für ein Albtraum! War das hier überhaupt real oder träumte ich? Manchmal wusste

ich es nicht mehr. Ich fühlte mich wie weggetreten. Ich war im Überlebensmodus, meine Gefühle waren heruntergefahren, ich reagierte nur noch mechanisch.

Gleichzeitig war es mir wichtig, für meine Kinder stark zu sein. Ich wollte ihnen die Angst nehmen. Voller Sorge schaute ich hinüber zu dem klapprigen Ehebett in der hinteren Ecke des Raums. Zwischen ihrer Oma und der Großtante lagen meine beiden Söhne Nadim und Shady. »Ist alles in Ordnung bei euch?«, fragte ich sie zum wiederholten Mal.

*Meine Gefühle waren heruntergefahren, ich reagierte nur noch mechanisch.*

»Ja«, hörte ich ihre verschlafenen Stimmen. Sie waren trotz der Schießerei etwas eingenickt. Kein Wunder, es ging schon auf Mitternacht zu.

»Bestimmt haben die beiden Angst«, sorgte ich mich. Es war nicht die erste Bombennacht, die sie mit ihren acht und neun Jahren erlebten. Aber nie zuvor war es so schlimm gewesen wie heute. Wenn nur Johnny da wäre! Warum musste mein Mann ausgerechnet jetzt unterwegs sein? Ich konnte nicht aufhören, an ihn zu denken.

»Bitte geh nicht! Die Kinder brauchen ihren Vater!«, hatte ich ihn angefleht.

»Ich kann nicht«, hatte er mir geantwortet. »Ein Freund von mir wurde angeschossen. Ich muss zu ihm ins Krankenhaus fahren! Bitte versteh mich doch! Ihr seid hier in Sicherheit. Es wird alles gut!«

Wie gerne wollte ich meinem Mann glauben. Aber an diesem Abend fiel mir das unglaublich schwer und ich fühlte mich von ihm alleingelassen.

Inzwischen hatte sich das Zimmer bei meiner Schwiegermutter ziemlich gefüllt. Mein Schwager war mit seiner Frau und den fünf Kindern gekommen und auch Johnnys Cousin hatte mit seiner Familie in diesem Raum Zuflucht gesucht, weil er mehr Sicherheit

bot als ihre Wohnungen. Alle waren sehr aufgeregt. Die Frauen saßen zusammen und beteten das Vaterunser und das Ave Maria im ständigen Wechsel rauf und runter. Die Männer unterhielten sich laut, als wollten sie zeigen, dass sie keine Angst hatten. Nach jedem lauten Einschlag gingen sie hinaus und schauten durch die Scheibe der schweren Eingangstür vorsichtig auf die Straße.

Ich saß immer noch wie versteinert auf der Matratze. Gebannt lauschte ich dem Hubschraubergeräusch über uns. Jedes Mal, wenn es besonders laut wurde, mussten wir mit dem Schlimmsten rechnen. Plötzlich hörten wir einen ohrenbetäubenden Knall und ein Beben durchzog das alte Gebäude.

Hatte es unser Haus getroffen? Wieder schauten die Männer nach draußen. Nur wenige Meter von uns entfernt war eine Rakete in den Asphalt eingeschlagen und zersplittert.

*Im Stillen dachte ich,  
dass der nächste  
Raketeneinschlag  
uns vielleicht direkt in  
den Himmel versetzen  
würde.*

Als die Männer dies verkündeten, wurde es in unserem kleinen Zimmer immer lauter. Kinder weinten und die Frauen hörten nicht auf, zu kreischen. Alle hatten furchtbare Angst, dass die nächste Rakete uns treffen könnte. »Ich will, dass Jesus jetzt sofort wiederkommt!«, schluchzte meine zwölfjährige Tochter Melissa neben mir. Ihre Worte gaben mir einen Stich ins Herz.

»Warum müssen meine Kinder so etwas erleben?«, schrie eine verzweifelte Stimme in mir. Tränen stiegen mir in die Augen und ich brachte kein Wort über die Lippen. Behutsam zog ich Melissa an mich und streichelte ihr über den Kopf. Im Stillen dachte ich, dass der nächste Raketeneinschlag uns vielleicht direkt in den Himmel versetzen würde.

Die Stunden vergingen und ich kam aus meiner Erstarrung nicht heraus. Die Sekunden fühlten sich an wie Stunden. Mein Herz

klopfte wild. Mit jedem Atemzug betete ich. Bei jedem Raketeneinschlag fühlte ich mich dem Himmel etwas näher. Müde und voller Angst harrete ich in meiner Ecke aus. Sollte das unser Ende sein?

Bumm! Schon wieder ein lauter Knall. Erneut überrollte uns eine Welle der Furcht, und das Weinen um mich herum drang tief in meine Seele.

Ich schaute hinüber zu Nadim und Shady. Sie schliefen! Mitten in diesem Lärm lagen sie friedlich da und bekamen von der Panik um sie herum nichts mit. Trotz der andauernden Kämpfe fühlten sich sicher und geborgen.

*Wenn ich doch auch so vertrauen könnte wie ein Kind*, dachte ich und lehnte mich an die Wand. Wie gerne wollte ich jetzt ein wenig schlafen! Doch ich war zu aufgeregt. Selbst in den kurzen Feuerpausen bekam ich die Augen nicht zu. Mein Blick wanderte ziellos durch den Raum.

Plötzlich entdeckte ich ein Bild an der Wand gegenüber, das ich zuvor nicht wahrgenommen hatte. Etwas schief und viel zu hoch hing es dort. Eigentlich passte es überhaupt nicht in das orientalische Ambiente des Zimmers. Vor einigen Jahren hatte ich das Pastell gemalt und meinen Schwiegereltern geschenkt. Bei meinem ersten Besuch im Heiligen Land hatte ich das Motiv fotografiert und später auf die Leinwand gebracht.

Mit seinen leuchtenden Farben nahm mich das Bild mit auf einen Spaziergang durch Jaffa. Eine wunderschöne Vorlage für ein Gemälde!

Mit groben Kreidestrichen hatte ich Boote an der traumhaften Strandpromenade dieser uralten Stadt gemalt. Wie friedlich und samten das Motiv wirkte!

Es erinnerte mich ein bisschen an meine Heimat Bremerhaven. Auch hier hatten mich die prachtvollen Schiffe in dem alten Hafen fasziniert. Als Jugendliche war ich häufig dort entlanggeschlen-

dert. Ich hatte den freien Blick auf das Meer genossen und mir den Wind um die Ohren wehen lassen. Oft empfand ich dann Fernweh. Mich überkam die Lust, in ein Schiff zu steigen und einfach loszufahren. Ich träumte von fremden Welten und großen Abenteuern.

Und nun saß ich zwischen alten arabischen Mauern über vier-tausend Kilometer von meiner Heimat entfernt und rechnete jede Minute mit dem Schlimmsten. Als ich die Augen schloss, sah ich mein Leben wie einen Film an mir vorüberziehen.

## 2 ZU SPÄT AUFGEWACHT

Als Kind träumte ich nicht nur von der großen weiten Welt, sondern wollte auch unbedingt Künstlerin werden. Malen bedeutete mir alles. Besonders an den langen grauen Wintertagen tauchte ich in die bunten Welten ein, die auf meinem Papier entstanden. Nach dem Mittagessen heizte mein Vater den alten Ölofen in unserem Wohnzimmer ein und die ganze Familie versammelte sich in der gemütlich warmen Stube, wo jeder seiner Beschäftigung nachging. Meine Mutter bügelte oder nähte, mein Vater las ein Buch oder tippte etwas auf seiner Schreibmaschine. Meine Schwester brühte über ihren Hausaufgaben und mein kleiner Bruder spielte auf dem Teppich mit Lego. Ich breitete meine Farben auf dem Tisch zwischen meiner Schwester und meinem Vater aus und malte. Für mich gab es nichts Schöneres. Malen machte mich glücklich – und es füllte meine Zeit.

In unserem kleinen Dorf in der Nähe von Bremerhaven gab es nicht viel Abwechslung. Man konnte wenig unternehmen, deshalb waren wir meistens daheim. Wir hatten keinen Fernseher und nur wenige Spielsachen. Dafür besaßen wir viele Bücher und einen großen Garten.

Ich wuchs sehr einsam auf. Durch den großen Altersunterschied war jeder von uns fünf Geschwistern wie ein Einzelkind. Als ich in die Schule kam, wohnten mein älterer Bruder und meine eine Schwester schon nicht mehr zu Hause. Ich hatte außerhalb der Schule wenig Kontakt zu Gleichaltrigen. Nur mit meinen Cousinen und Cousins traf ich mich hin und wieder zum Spielen.

Wenn mein Vater zu Hause war, wollte er seine Ruhe. Als Pastor hatte er Bibelstunden und Predigten vorzubereiten. Unseren Lärm konnte er da nicht gebrauchen. Doch oft vergaßen wir uns beim Spielen auf dem Hof und wurden zu laut. Dann öffnete er das Fenster seines Büros und ermahnte uns. Sein Schimpfen machte mir Angst und es war mir peinlich, wenn er die Kinder, mit denen ich spielte, nach Hause schickte. Deshalb kamen nur selten Schulfreunde zu uns und auch wir wurden wenig von anderen Kindern eingeladen. Als Familie pflegten wir hauptsächlich Kontakte zu unseren Verwandten und einigen Gemeindemitgliedern. Wir waren ein kleiner geschlossener Kreis, der sich von der »bösen Welt« fernhielt, um nicht vom rechten Weg abzukommen.

Dieses Denken machte mich schon als Kind zur Außenseiterin. Ich tat mich schwer damit, neue Menschen kennenzulernen. Ich fühlte mich fremd. Nicht dazugehörig.

Nicht willkommen. So flüchtete ich mich in meine eigenen Welten. Oft saß ich stundenlang in schwindelnder Höhe in Baumkronen und träumte vor mich hin. Oder ich lag im Gras und beobachtete die Wolken. Ich liebte es, kreativ zu sein. Etwas

zu erschaffen. Ich strickte, häkelte und nähte. Am liebsten aber malte ich Bilder. Der Traum, Künstlerin zu werden, ließ mich nicht mehr los. Doch dass ich mich in der Schule anstrengen musste, um mein Ziel zu erreichen, begriff ich damals nicht.

Schule war für mich ein notwendiges Übel. Ich passte nicht auf und saß nur meine Zeit ab. Schon nach wenigen Jahren kam ich nicht mehr mit. Zu Hause kontrollierte niemand meine Hausaufgaben oder meine schulischen Leistungen. Nachmittags saß ich zwar über meinen Büchern, aber ich lernte nicht, sondern drückte mich auf diese Art nur davor, meiner Mutter im Garten oder im Haushalt

*Oft saß ich stundenlang in schwindelnder Höhe in Baumkronen und träumte vor mich hin.*

zu helfen. Stundenlang träumte ich vor mich hin und verplemperte meine Zeit. Wenn Klassenarbeiten anstanden, stellte ich mich oft krank. Ich war wohl eine gute Schauspielerin, denn meine Mutter merkte nichts und schickte mich zurück ins Bett. Manchmal sagte sie sogar: »Dann kannst du ja deinen Pullover zu Ende stricken, wenn du heute nicht zur Schule gehst!« Schließlich hatte ich so häufig gefehlt, dass sich meine Lehrer mit meinen Eltern in Verbindung setzten. Doch nun war es zu spät. Meine Noten waren zu schlecht und ich hatte zu viel verpasst. Nur mit Mühe und Not schaffte ich die Mittlere Reife.

Viel zu spät wachte ich aus meinen Tagträumen auf und entdeckte, dass ich alles verbockt hatte. Kunst zu studieren konnte ich jetzt vergessen, denn dafür brauchte man Abitur. Der Zug war für mich abgefahren. Ich war total deprimiert.

In den nächsten Monaten musste ich entscheiden, was ich beruflich machen wollte, aber mit meinen sechzehn Jahren fühlte ich mich völlig unfähig, die Weichen für meine Zukunft zu stellen. Daher ließ ich mich in eine Richtung drängen, die nicht meinen Gaben entsprach und mich nicht glücklich machte.

Doch Gott gebrauchte meine falschen Entscheidungen und Umwege, um mich auf etwas Großes vorzubereiten. Und er vergaß auch meine Träume nicht.



Aufgeregt schlug ich die Zeitung auf und suchte nach den lokalen Nachrichten. Da war er ja, der Artikel. Als richtigen Artikel konnte man ihn eigentlich nicht bezeichnen, es waren eher ein paar Zeilen unter zwei großen Fotos. »Um das Auto von Marlene Schulz aus Bokel wiederzuerkennen, muss sich niemand das Kennzeichen

merken. Ihr Käfer ist längst bekannt wie ein bunter Hund – oder besser: wie ein farbenprächtiges Gemälde.« Ich hatte es mit meiner Malerei in die Zeitung geschafft. Was für ein Erfolgserlebnis! Doch wie war es dazu gekommen?

Nachdem ich die Führerscheinprüfung bestanden hatte, besorgte mir mein großer Bruder einen alten VW Käfer. Er war knallorange und an einigen Stellen schon etwas durchgerostet. Aber ich liebte dieses Auto und wollte etwas ganz Besonderes aus ihm machen. Es sollte zu mir passen und ich wollte mich darin zu Hause fühlen.

Nachdem ich den Rost entfernt und die defekten Stellen gespachtelt hatte, blieb von dem Lack nicht mehr viel übrig. Da kam mir die Idee, ihn anzumalen. Kurz entschlossen besorgte ich mir Pinsel und Farben und verbrachte meinen Sommerurlaub damit, meinen Käfer zu verschönern: ein blauer Himmel mit Schäfchenwolken, Heidelandschaften mit Fachwerkhäusern, die Weser mit ein paar Segelbooten und natürlich mit der Fähre. So gefiel mir mein Fahrzeug schon viel besser.

Stolz fuhr ich jeden Morgen mit meiner rollenden Leinwand zur Arbeit und fühlte mich dabei wie eine richtige Künstlerin. Doch wenn ich ankam, war es vorbei mit der Träumerei. Dann musste ich den farbenbeleckerten Malerkittel vergessen und in der Praxis, wo ich seit zwei Jahren arbeitete, in einen weißen Zahnartztkittel schlüpfen. Wie um alles in der Welt war ich hier gelandet?

*Stolz fuhr ich jeden Morgen mit meiner rollenden Leinwand zur Arbeit.*

Mein Vater hatte mir diese Ausbildungsstelle besorgt. Ohne Vorstellungsgespräch und ohne Rücksprache mit mir hatte er dem Zahnarzt einfach zugesagt. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete. Aber ich wusste auch nicht, was ich sonst hätte machen sollen. So begann ich die Lehre, obwohl der Beruf überhaupt nicht zu mir passte.

Aber schon nach wenigen Wochen hatte ich die Nase voll. Die Assistenz am Stuhl war nichts für mich und ich fühlte mich nicht wohl in der Praxis. Deshalb wollte ich kündigen.

Doch ich fand keine andere Arbeitsstelle und meine Eltern setzten mich unter Druck. Sie konnten mich finanziell nicht unterstützen und redeten auf mich ein. »Du kannst nicht kündigen, bevor du etwas Neues hast!«, ermahnten sie mich.

Ich war in einer Falle. Was sollte ich tun? Ich hasste meine Arbeit, doch ich musste Geld verdienen. Mein Mofa war noch nicht abbezahlt und ich wollte für meinen Führerschein sparen. Wie sollte das alles gehen ohne eine Arbeitsstelle? Todunglücklich gab ich nach und quälte mich weiter durch die Lehre. »Wenn ich diese drei Jahre überstehe, schaffe ich bestimmt den Absprung!«, ermutigte ich mich selbst. Dann werden meine Träume endlich wahr!

Und so fuhr ich weiter jeden Morgen mit dem Mofa und später mit meinem bunten Käfer zur Praxis. Ich nahm mir fest vor, nach meiner Abschlussprüfung den Weg in Richtung Kunststudium einzuschlagen. An einer Fachhochschule in Bremen wollte ich mein Abitur nachholen. Doch dort waren kurz vor meiner Bewerbung Studiengebühren eingeführt worden. Und wieder fehlte mir das Geld, um Zukunftspläne zu verwirklichen. Wohl oder übel blieb ich in der Zahnarztpraxis.

Eines Tages klingelte eine Reporterin an der Tür. Wem denn der bunte Käfer gehörte, der auf dem Parkplatz vor der Praxis stand, wollte sie wissen. Aufgeregt folgte ich ihr nach draußen und gab stolz das erste Interview meines Lebens. »Und was hast du sonst noch für Träume?«, fragte die Frau mich nach unserem kurzen Gespräch. »Am liebsten würde ich Kunst studieren«, antwortete ich ihr etwas wehmütig. Doch der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Ich musste unbedingt etwas tun, um mein Ziel zu erreichen.

Die tägliche Routine meiner Arbeit erfüllte mich nicht. Ich wusste, dass ich wieder malen musste, um mich lebendig zu fühlen.

Eines Tages fand ich eine Anzeige für ein Kunstfernstudium in der Tageszeitung. Die Gebühren waren erschwinglich und ich meldete mich an. Ich reduzierte meine Arbeit in der Zahnarztpraxis auf eine halbe Stelle und widmete mich den Rest der Zeit meinem Studium. Ich bekam vier große Ordner mit den Studienmaterialien zugeschickt. Zu jedem Kapitel musste ich kreative Arbeiten mit verschiedenen Materialien erstellen und einschicken und nach einigen Wochen bekam ich die gesammelten Werke mit Kommentaren und Korrekturen zurück.

*Ich wusste, dass  
ich wieder malen  
musste, um mich  
lebendig zu fühlen.*

Mit meiner traumhaft bemalten Blechbüchse durchstreifte ich die nähere Umgebung meines Wohnorts auf der Suche nach Motiven für meine Malerei. Hohe Kiefern und endlose Wiesen fing ich mit meiner Polaroidkamera ein. Dann saß ich abends mit diesen Vorlagen in meinem kleinen Zimmer und malte bis spät in die Nacht hinein.

Das Fernstudium machte mir riesigen Spaß und ich lernte sehr viel. Allerdings fehlte mir der persönliche Kontakt zu anderen Künstlern. Wie gerne hätte ich mal Tipps bekommen oder jemanden gehabt, der meine Malereien beurteilt! Doch da war niemand, mit dem ich mich austauschen konnte. Wieder war ich nur auf mich selbst gestellt. Und ich war einsam.

Beruflich konnte ich mit dem Studium nichts anfangen. Meinen Lebensunterhalt musste ich weiterhin als Zahnarzhelferin verdienen. Doch in der Praxis lief es inzwischen besser. Weil ich gut in der Krankenkassenabrechnung war, durfte ich häufiger an den Schreibtisch. Das war allemal besser als die Assistenz am Stuhl!

Nach einigen Jahren wechselte ich die Arbeitsstelle. In einer neu eröffneten Zahnarztpraxis in meinem Heimatdorf übernahm ich die Verwaltung und die Rezeption. Ich arbeitete jetzt in Vollzeit und verdiente etwas mehr.

Die Arbeit dort gefiel mir. Ich kannte die Leute im Ort und hatte inzwischen gelernt, gut mit Menschen umzugehen. Diese sozialen Kontakte machten mir Spaß, auch wenn sie oberflächlich waren und sich nur auf die Arbeit beschränkten. Mit meinem Chef und den Kolleginnen verstand ich mich gut. Ich genoss ihre Wertschätzung und setzte mich voll ein.

In der Praxis hatte ich alles im Griff. Doch in meinem Privatleben ging es schon seit Jahren drunter und drüber.

### 3 AUF GEFÄHRLICHEN WEGEN

Schwankend erhob ich mich von meinem Platz auf dem tunesischen Teppich und bahnte mir den Weg Richtung Ausgang. Heute war mal wieder der Bär los bei Jimmy und Katja und das kleine Wohnzimmer platzte aus allen Nähten. Das schwarze Ledersofa war voll besetzt und auf dem Boden saßen die Gäste dicht an dicht. Es dauerte eine Weile, bis ich mich zur Tür durchgearbeitet hatte.

»Du willst doch jetzt nicht mehr fahren?«, übertönte Katjas Stimme die dröhnende Musik. Durch dicke Rauchschwaden hindurch erhaschte ich ihren sorgenvollen Blick. Ich musste unbedingt nach Hause.

Stolpernd ging ich auf die Straße und kramte in meiner Handtasche nach dem Autoschlüssel. Eigentlich sollte ich nicht mehr fahren. Aber was würden meine Eltern sagen, wenn ich morgen früh nicht zu Hause wäre? Die beiden Gläser Southern Comfort vernebelten mir den Verstand. Ich hatte Angst vor dem, was ich tat, aber ich tat es trotzdem. Es war eine regnerische Nacht. Die Straßen waren rutschig. Wie viele junge Leute waren in den letzten Jahren auf ihrem Nachhauseweg von der Disco genau auf dieser Strecke verunglückt?! Wie konnte ich nur so leichtsinnig sein und mein Schicksal auf diese Art herausfordern?

Zu so später Stunde waren nur vereinzelte Autos unterwegs. Die wenigen Kilometer nach Hause kamen mir vor wie eine Ewigkeit. Nur mit Mühe konnte ich die Augen offen halten. In leichten Zickzacklinien bewegte ich mich auf der dunklen Straße. Noch eine Kreuzung, ein Dorf und dann war ich fast an meinem Ziel.

*Hoffentlich erwischt mich die Polizei nicht, ging mir durch den Kopf. Krampfhaft umklammerte ich das Lenkrad und drückte meinen Fuß stärker in das Gaspedal. Nichts wie nach Hause!*

Plötzlich kam mir in einer Rechtskurve die Leitplanke gefährlich nahe. Zu Tode erschrocken war ich auf einmal hellwach. Ich riss das Lenkrad nach links und schaffte es, das Fahrzeug vom Seitenstreifen zurück auf die Fahrbahn zu bringen. Angstperlen standen mir auf der Stirn und voller Panik schrie ich laut zu Gott. Ich

wusste: Wenn ich jetzt sterbe, bin ich für immer verloren.

*Ich wusste: Wenn ich jetzt sterbe, bin ich für immer verloren.*

Doch so dramatisch dieses Erlebnis auch war, es reichte nicht für eine Umkehr. Meine Sehnsucht nach Liebe und Anerkennung war so groß, dass ich mir weiterhin die falschen Freunde suchte. Gott musste noch lange auf mich warten. Aber er hatte mein Schreien gehört und er ließ mich niemals allein. Nicht einmal in den schlimmsten Stunden.

Schon seit Ende meiner Schulzeit hatte ich mich auf gefährliche Wege begeben. Gemeinsam mit meinem Cousin nahm ich bei einem Musiker im Nachbarort Gitarrenunterricht. Jede Woche fuhren wir mit unseren Instrumenten am Lenkrad die zehn Kilometer zu ihm. Jimmy, so sein Künstlurname, war Gitarrist bei einer kleinen Band. Schon vor der Neuen Deutschen Welle hatten sie mehrere Platten veröffentlicht und sogar einige Fernsehauftritte gehabt. Aber den richtigen Durchbruch schafften sie nie.

Jimmy wohnte mit seiner Frau Katja und seinen Töchtern in einem alten, etwas heruntergekommenen Einfamilienhaus mit Garten. Bei ihnen war immer was los. Viele Musiker und Künstler gingen dort ein und aus, nicht nur aus seiner eigenen Band, sondern auch Leute, die aus Funk und Fernsehen bekannt waren. Ich fand das unheimlich cool.